

A detailed portrait of Annette von Droste-Hülshoff, showing her face and upper torso. She has voluminous, curly blonde hair and is wearing a white lace collar and a blue dress with a gold cross pendant. The background is a soft, neutral tone.

ELKE WEIGEL

Der Traum der Dichterin

*Die Sehnsucht
der Annette von Droste-Hülshoff*

SPANNUNG

GMEINER



ELKE WEIGEL

Der Traum der Dichterin

STERNENJUNGFRAU Westphalen, 1818-1825. Seit ihrer Kindheit spürt Annette von Droste-Hülshoff in sich eine zweite Natur. Diese Doppelgängerin dichtet wild und unabhängig, ganz entgegen der Erwartungen ihrer Familie. Nur Male Hassenpflug, mit der sie zärtlich verbunden ist, ermutigt ihren eigenwilligen dichterischen Ausdruck.

Mit 23 Jahren lernt sie Heinrich Straube, das dichterische Genie kennen. Er ist der erste Mann, der mit ihr über literarisches Schaffen diskutiert, was sie in helle Aufregung versetzt. Auch der schöne August von Arnswaldt, dessen strenge Religiosität ihre aufkeimenden Schuldgefühle weckt, weil sie ihr Dichten und Leben nicht immer auf Gott ausrichtet, bringt sie aus der Fassung. Sie lässt sich auf Vertraulichkeiten ein, die die Männer völlig missverstehen. Ihre junge Tante reagiert eifersüchtig und treibt ein intrigantes Spiel, das Annette in eine Katastrophe stürzt: Sie verliert den Kontakt zu ihrer Doppelgängerin und kann nicht mehr dichten. Da fasst sie einen drastischen Entschluss ...



Elke Weigel ist Diplom-Psychologin und Tanztherapeutin und lebt in Stuttgart. Neben ihrer psychotherapeutischen Tätigkeit verfasst sie Fach- und Sachbücher. Seit einigen Jahren schreibt sie historische Romane und Krimis. Geschichte wird für sie spannend, wenn sie fragt: Und was war mit den Frauen? In ihren Romanen entwirft sie Sichtweisen, wie es auch gewesen sein könnte, und lässt Frauengeschichte lebendig werden.

ELKE WEIGEL

Der Traum der Dichterin

Die Sehnsucht der Annette von Droste-Hülshoff

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2015 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2015

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Benjamin Arnold
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Bildes von Annette von Droste-Hülshoff;
© AKG-Images
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-4729-7

DIE DOPPELGÄNGERIN

Hoffnung trieb mich im Morgengrauen hinaus. Zum Weiher, zu seinem Wasserspiegel. Ich eilte über die Wiesen, hielt die Augen gesenkt und beachtete nicht, was mich umgab. Nur allmählich klärte die kalte Luft meinen Geist. Als ich das Ufer erreichte, hatte die Dämmerung den Tag noch nicht ganz freigegeben, feine Lichtstreifen ließen Nebel aufsteigen. Zwischen den Schilfstängeln beugte ich mich begierig über die dunkle Oberfläche des Weihers, von wo mir sofort vertraute Züge entgegen schimmerten: helle Augen, helles Haar – mein Ebenbild und doch nicht mein Spiegel. Da glitt eine dünne Eisscheibe über das Antlitz meiner Doppelgängerin und zerschnitt den Moment der Begegnung. Hastig tauchte ich die Hand mitsamt dem Handschuh in das kalte Wasser und schob das Eis beiseite. Nun hatte ich alles zerstört, Wellen schwappten, und noch mehr Eis in kleinen Stücken löste sich vom Ufer. Ich zog die Hand zurück, wartete darauf, dass sich das Wasser wieder glättete und sie noch einmal auftauchte. Aber der Frost zeigte mir unerbittlich seine Macht, erstarrte das Wasser und die Halme am Ufer, überzog alles mit seinem Weiß. Noch war die Eisdecke nicht geschlossen, und ich hoffte, die Doppelgängerin würde zwischen den Splittern erscheinen, mit ihrer Leidenschaft das Wasser erwärmen, dem Tod entkommen und mir zeigen, dass sie lebendig war, lebendig blieb. Vergeblich.

Später saß ich im Sommerzimmer von Rüschaus am Schreibtisch. Die gespitzte Feder in der einen Hand, das glatt gestrichene Papier unter der anderen beobachtete ich, wie die Tinte erst herabtropfte und schließlich an der Spitze zu einem unförmigen Klumpen verdorrte. Ich lauschte auf die Geräusche des Hauses. Durch die Ritzen der Tür klangen die Stimmen von Auguste und Katharina aus der Küche herüber. Sie tratschten, während sie gemächlich das Feuer schürten und die Kartoffeln schälten. Die Tür ging, und ich erkannte am schweren Schritt, dass Lütke Torfbrocken brachte. Die Stimmen verschwammen mir zu einem Gemurmel.

Male hatte beim Abschied gesagt, ich solle dichten und niemals damit aufhören. Aber ich konnte nicht mehr. So blieb mir nichts anderes übrig, als zu schreiben, um mich von dem Schmerz abzulenken, der mich überkam, sobald ich mein Gehirn unbewacht ließ. Schreiben, nur nicht aufhören. Keine Poesie, nur der Versuch, ohne Doppelgängerin und ohne Male weiterzuleben.

Das Winterlicht, kalt und weißgelb, drang kaum zum Fenster herein. Die Sträucher vor dem Haus standen kahl, die Wiesen lagen erfroren, und der Horizont bildete einen Strich, den ich nicht erreichen konnte.

Wann habe ich meine Doppelgängerin das erste Mal gesehen? Seit wann weiß ich, dass sie blonde Locken hat, Augen, in denen der Himmel leuchtet, und einen blassen kleinen Mund?

Ich kenne ihr Springen, Laufen und Tanzen schon immer, so vertraut ist mir die wirbelnde Gestalt, die niemand aufhalten kann.

Als ein Lachen aus der Küche herüberklang, hielt ich den Atem an. Male? Nein.

Ich hatte nur das fein gezeichnete Porträt von ihr. Mehr nicht. Aber ich konnte mir einbilden, sie würde mir zuse-

hen. Und so kratzte ich mit dem Fingernagel die getrocknete Tinte von der Federspitze und schrieb über den Sommer, in dem ich Male kennenlernte.

NETTE, MACH EIN NETTES GEDICHT

Jeden Sommer besuchten wir die Großeltern in Böken-
dorf. In diesem Jahr waren Papa und meine Schwester Jenny
dabei. Das Haus schwirrte von den vielen Stimmen und
Schritten der Verwandten und Gäste. Den Abend verbrachte
man mit Spielen, Rätseln und Gelächter. Es ging wilder und
ungezügelter zu als auf Burg Hülshoff. Durch die Späße
wurde ich aufgeheizt und übermütig. Onkel August, der
nur ein paar Jahre älter war als ich, reizte und piesackte
mich bei jeder Gelegenheit. In einem ständigen Wettstreit
mit ihm konnte ich mich kaum bremsen und verfasste aus
dem Stegreif Verse, die ich zum Besten gab. Je neckischer
und dümmer die Sprüche waren, desto mehr wurde gelacht.

August forderte mich heraus: »Nette, mach ein nettes
Gedicht!« Und in meinem Kopf überschlugen sich die
Reime. Es gab niemanden, der das so gut konnte wie ich.

Der Spaß war zwiespältig für mich. Es reizte mich einer-
seits, zu beweisen, dass ich originell und flink meinen Kopf
benutzen konnte, doch andererseits stillten die Ergebnisse
weder mein Form- noch mein Schönheitsgefühl. Ich wollte
andere Zeilen verfassen, andere Inhalte ergreifen.

Alle lachten, und ich stand mit heißen Wangen mitten
im Zimmer, hatte gerade einen weiteren Spruch zum Bes-
ten gegeben, da bemerkte ich meine Doppelgängerin am
Rande des Gesichtsfeldes. Als ich den Kopf drehte, ver-
steckte sie sich hinter einer Samtgardine, ich sah den Stoff

aufbauschen, erblickte einen Schimmer ihres Kleides hinter dem Klavier. Zuletzt hörte ich die Tür leise knarzen, durch die sie verschwand.

Später, im Bett, glaubte ich, bei jedem Windhauch ihren Atem zu hören. Ich lauschte mit angespannter Ungeduld.

»Wo bist du?«, flüsterte ich. Ein Streifen Mondlicht an den Bettvorhängen täuschte helles Haar vor. Ich hielt die Augen offen, bis sie brannten, und merkte nicht, wann ich einnickte, weil die Doppelgängerin durch meine Träume tanzte wie ein Nebelfräulein.

»Wach auf!«

Ich schreckte hoch. Ja, sie erwartete mich.

Längst schliefen alle im Schloss. Ich tapste durch die vom Mondlicht erhellte Stube, setzte mich an den kleinen Tisch und öffnete das Tintenfass, noch bevor ich eine Kerze entzündet hatte. Bei flackerndem Schein flog meine Feder über das Papier, erst zögernd, aber dann immer schneller. Es war nicht der Verstand, der mir diktierte, weder das Versmaß wurde mir bewusst, noch plante ich einen Inhalt; dennoch blieb mein Geist klar, ich verfiel in keinen Traumzustand oder in Visionen, ich schrieb, das war alles. Nein, *ich* schrieb nicht – die Doppelgängerin in mir schrieb.

Taumelnd erhob ich mich nach ein, zwei Stunden, versteckte das vollgekritzelte Papier unter einem Stapel Noten auf der Kommode, löschte die Kerze und öffnete das Fenster. Endlich senkte sich Friede in mein Gemüt, denn meine Doppelgängerin war ganz und gar um mich herum. Sie und ich waren eins. Glücklicherweise ging ich zu Bett und schlief sofort ein.

Nach wenigen Stunden hämmerte die Magd an meine Tür und rief, dass die Kutsche nach Kassel bereit wäre. Ich

wollte die Augen nicht öffnen, denn noch immer summt es in mir. Das war keine Musik, das war die Melodie meiner Sprache, der Rhythmus meiner Worte und Reime. So lange wie möglich dehnte ich das Erlebnis aus. Mit geschlossenen Augen bewahrte ich das Glücksgefühl, das mir das Dichten in der Nacht bereitet hatte. Erst als meine Schwester schimpfte, weil ich noch in den Federn lag, riss ich mich aus der Verbindung mit der Doppelgängerin und zeigte mein einfaches Annette-Gesicht. Während ich mich ankleidete, sah ich im Augenwinkel ein Blatt unter dem Notenstapel im Luftzug aufwehen.

DER ALGERIERSKLAVE

Seit sechs Uhr saßen wir in der Kutsche, und ich sehnte mich nach der ersten Poststation. Zwar reisten wir mit dem eigenen Wagen, aber es empfahl sich doch, die üblichen Haltestellen anzufahren. Dort konnte Papa den Kutscher losschicken, damit er sich erkundigte, was eventuell auf der weiteren Wegstrecke zu erwarten war. Die Straßen von Bökendorf nach Kassel waren viel befahren und galten als gut ausgebaut, dennoch litt mein Rücken. Um mich von meinen Schmerzen abzulenken, betrachtete ich die Familienmitglieder, die alle vor sich hindösteten. Zehn Stunden Fahrt zogen sich wie eine Ewigkeit.

Papa lehnte neben dem Fenster und hielt die Augen geschlossen. Sicher hatte er die halbe Nacht in einem Geschichtsbuch gelesen und holte nun den fehlenden Schlaf nach. Wir glichen uns in so vielem: Auch ich hatte eine Kerze verschwendet, meine Haut schimmerte so hell

und durchscheinend wie seine, und wir trugen beide einen Rubinring am Mittelfinger. Seiner viereckig, meiner rund. Er hatte ihn mir zu meinem 14. Geburtstag geschenkt, und seitdem glaubte ich, dass er mich in besonderer Weise beschützte.

Ein Knirschen, gefolgt von einem Ruck – die Kutsche schwankte, und ich hüpfte auf dem Sitz in die Höhe. Meine über den Ohren aufgesteckten Locken schlugen gegen meine Wangen, und eine Haarsträhne kitzelte meinen Hals. Wie das Gekrause auf dem Kopf meines Vaters war es hell wie Lämmerfell. Und würde er jetzt die Augen aufgeschlagen, dann sähe ich in die gleiche Iris. Ein Hellblau verdünnt mit zu viel Wasser.

Beim nächsten Gerumpel der Kutsche rutschte Jennys Kopf von meiner Schulter, wo sie geschlafen hatte. Sie schreckte hoch, fuhr sich automatisch an den Hals und testete, ob ihr Kragen korrekt saß. Als sei es das Wichtigste auf der Welt.

»Wo sind wir?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Ich sehe nur Staub vor dem Fenster.«

Jenny gähnte verhalten hinter der Hand. So war sie: Selbst unbeobachtet vergaß sie nie ihre Manieren. Sie war dunkelhaarig, robuster als ich und geordneter im Kopf. Nur heute nicht, denn sie sah dem Aufenthalt in Kassel nervös entgegen. Ich lächelte sie aufmunternd an und drückte kurz ihre Hand.

August, neben Papa auf dem Sitz, brummte im Schlaf. Es klang wie ein kurzer Schnarcher. Caroline auf meiner anderen Seite kicherte. Sie war Augusts Schwester und durfte mitkommen, weil niemand so recht wusste, was man mit ihr anfangen sollte.

Caroline war zwar die Schwester von Mama, aber nur sieben Jahre älter als ich. August hatte mir nur fünf Jahre

voraus. Die Geschwister hatten alle die typische Haken-nase der Haxthausens, das dunkle dicke Haar und den kleinen schmalen Mund. Obwohl Caroline und August nur die Halbgeschwister von Mama waren, staunte ich immer wieder über die Ähnlichkeit.

Als August wieder aufschnarchte, kam das Malteserkreuz, das er an einer dicken Kette um den Hals trug, in Bewegung. Er schmückte sich mit dem Zeichen des aufgelösten Ordens, was nicht seinem Stand entsprach, er legte die Perücke nicht ab und trug immer noch altdeutsche Kragen. Mit 26 Jahren war er schon reichlich wunderbar. Vermutlich passte das alles zu seiner vorrevolutionären Gesinnung.

»Seit unser Vater ihm die Verwaltung des Bökerhofes übertragen hat, leidet er unter schlechter Laune«, flüsterte Caroline mir zu.

Auch jetzt runzelte er die Augenbrauen und schob das Kinn vor, was ihn schmollend aussehen ließ. Ich bemerkte, dass ich selbst das Kinn vorgeschoben hatte und eine Schnute zog. Carolin kicherte und steckte Jenny und mich damit an.

Papa und August wachten gleichzeitig auf, und das verschlafene Glotzen der beiden Männer bot einen köstlichen Anblick.

»Ist euch langweilig?« August streckte den Rücken.

»Wir müssten doch bald die Poststation erreichen.« Papa lehnte sich aus dem Fenster und rief dem Kutscher diese Frage zu. Der erwiderte irgendetwas und knallte mit der Peitsche.

»Es dauert noch«, verkündete Papa.

Eine Weile herrschte Schweigen. Ich begann die Sekunden zu zählen und schloss innerlich Wetten ab, wer als Erstes sprechen würde. August kratzte sich unter der Perü-

cke. Ich ahnte, dass er nicht das Gespräch eröffnen würde, denn mit schlechter Laune fand er keine unverfänglichen Themen, und da Papa anwesend war, konnte er die gesellschaftlichen Regeln nicht einfach übergehen und über sein Schicksal schimpfen. Jenny zupfte am Korken der Wasserflasche herum, die sie auf dem Schoß hielt. Die Arme war eindeutig zu aufgeregt für oberflächliches Geplauder.

Caroline wandte sich zu mir. »Erzähle uns doch eine Gespenstergeschichte.«

»Am helllichten Morgen?«

»Ist doch egal. Wir können ja die Vorhänge zuziehen.«
Meine Tante wurde wirklich immer kindischer.

Vater lachte seine junge Schwägerin freundlich an und wandte sich an August: »So, da du nun die Studien aufgegeben hast, fehlt dir Göttingen sehr?«

Er hatte gewonnen! Auch wenn Caroline zuerst losgeplappert hatte, konnte ihre Bitte zum Geschichtenerzählen nicht gewertet werden. Zu einem Gesprächsauftritt gehörte eine Frage oder eine Aussage, die zu weiteren Äußerungen aufforderte. Papa bescheinigte ich außerordentlichen Mut, da er Augusts sensibelstes Thema anschnitt. Dieser schwelgte eine Weile in Erinnerungen an seine Studentenzeit und schwenkte dann aber über zu seinem Lieblingsprojekt: *Die Wünschelrute*.

»Ist deine Erzählung vom Algeriersklaven schon erschienen?«, fragte Papa.

»Ja, im Frühjahr. Ich muss dir ein Exemplar der betreffenden Ausgabe zeigen, sobald wir zurück sind.«

»Erzähle die Geschichte, bitte!«, rief Caroline.

»Aber du kennst sie doch schon.« August schüttelte den Kopf.

»Die von Herrmann, der einen Mord beging und 20 Jahre verschwunden blieb, bis er wieder zurückkam?«

»25 Jahre. 1807 kam er aus Algier zurück.«

»Das ist ja noch gar nicht lange her«, sagte Jenny. »Was haben sie mit ihm gemacht? Hingerichtet?«

Ich kannte Augusts Veröffentlichung und verfolgte gespannt, wie er darüber sprechen würde.

»Nein ...«, begann August, aber Caroline fiel ihm ins Wort.

»17 Schläge mit einer Keule hat er bekommen. Es war noch Haut daran!«

August lachte auf. »Du bringst alles durcheinander.«

»Wie war es denn nun?«, fragte Papa. Sicher wollte er es genau wissen, immerhin war es eine Gräueltat, die in direktem Zusammenhang mit der Familie stand.

»Ja erzähle bitte.« Auch Jenny sah August neugierig an.

Er befragte sein Malteserkreuz. »Es war 1782, da bekam Herrmann Winckelhan vom jüdischen Händler Pinnes Stoff für ein Camisol.«

»Konnte Herrmann sich selbst ein Hemd nähen?«, fragte Caroline.

Alle lachten auf. Ich empfand Mitgefühl mit ihr, weil sie fast zu weinen begann, sie hatte kein Talent dafür, das Wesentliche an einer Geschichte zu erkennen.

»Nein«, sagte ich schnell, damit August sie nicht ausschimpfte. »Hör zu.«

»Er hat den Stoff nicht bezahlt, und der Pinnes hat ihn vor Gericht geschleppt«, fuhr August fort.

Ich bemerkte, wie Papas Augenbrauen in die Höhe schossen. »Vor den Drost von Haxthausen?«

August nickte. »Ein gerechter Prozess folgte, Herrmann musste die Rechnung bezahlen.«

»Hat er aber nicht!«, rief Caroline. »Jetzt weiß ich es wieder. Er hat einen Knüppel gemacht und den Pinnes erschlagen. Siebzehn mal. Die Haut war noch dran!«